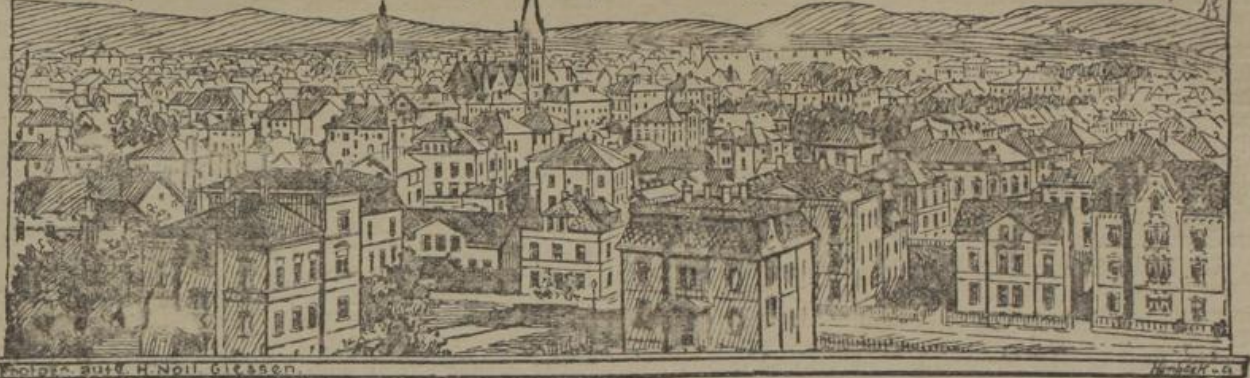


Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Weihnacht 1915.

Von Gustav Schüler.

[Nachdruck verboten.]

Und immer noch die Welt umkrallt
Das würgende Verderben,
Und immer noch tobt die grause Gewalt,
Und immer noch sichelt das Sterben!

Und die Weihnachtsglocken verklingen im Schall
Der schütternden Geschütze,
Und die Weihnachtslichtlein verlöschen all
Im Gesfacker tödlicher Blitze!

Und doch darf der Liebe Himmelsklang
Im Hasse nicht verfallen,
Und doch muß wieder der helle Gesang
Des „Vom Himmel hoch“ erschallen!

Komm wieder, du Kind! Hinab in die Welt,
Die von Not und Nacht überdunkelt,
Daß wieder über das blutige Feld
Deine heilende Lichterpracht funkelt!

Daß eine selige Stunde lang
Uns're Söhne dein Atem spüren,
Daß sie horchen, wie einst, auf dem dunkeln Gang
An den weihnachtsheimlichen Türen.

Daß sie selig wieder zu Hause sind
Mit den heimwehdurstigen Seelen —
Auch im Sturm der Not darf dem deutschen Kind
Die deutsche Weihnacht nicht fehlen!

Heimat.

Eine Geschichte aus der Christnacht.

Von Karl August Kind.

(Nachdruck verboten.)

Ueber das kahle Feld strich in kurzen, seufzenden Stößen der Abendwind, Rang wie das wehe Atmen der vom Eisen des Krieges wundgeschlagenen Erde; ließ traumhaft die Glöckchen tönen, die als Warnsignal im Drahtverhau hingen. Stumm und schwarz lag die kriegsmüde Erde unter dem eben erloschenen Himmel. Am Horizont tastete das Geisterlicht eines Scheinwerfers über ihn hin; nichts sonst kündete Leben, Menschendasein. Alles schien tot, weit und breit.

Und doch barg dieses Stück Erde das Leben von Tausenden. Tief in ihren still duldbenden Leib eingegraben, atmete wachte, lauerte es; stumm wie die Erde selbst. Stumm vor

dem lauernden deutschen Feinde drüben, kaum eines Steinwurfs Weite entfernt.

Mann an Mann hockten sie nebeneinander auf dem gefrorenen Grunde des Schützengrabens. Die Deutschen würden angreifen heute nacht, hatte es geheißt; gerade in dieser Nacht, wo man sie nicht erwarten würde. Denn es war ihre Weihnacht.

Reglos saßen sie da, ein jeder des Schiefsals gewärtig, das sie seit Monaten, Tag um Tag, tausendfältig hier sein Werk tun sahen. Brüder im Harren auf seine Erfüllung, lehnten sie sich aneinander, erwärmten sich gegenseitig mit ihren Leibern und versicherten sich stumm ihrer Nähe. Und nur einer saß ganz am Ende des Grabens allein. Er besaß keinen Freund unter diesen Männern, keinen, dem sein Schicksal ein wenig galt. Sie mißden, verachteten ihn; weil er nach Geburt und Namen ein Deutscher war; der kleine Müller.

Jetzt löste sich aus der Stille ein Geräusch von Schritten über die hartgefrorene Erde des Grabens hin. Eine Gestalt mit abgeblendeter Laterne kam die enge Grabengasse herunter, beleuchtete die stummen Gruppen der Mannschaft, suchte in ihnen . . . und sie alle wußten, wonach er suchte. Nach dem, der jetzt auf Posten hinausfolgte. Das war sicherer Tod. Der Angriff konnte jeden Augenblick kommen. Die erste Leuchtrakete von drüben — und der Mann auf Posten wurde das erste Ziel.

„Wer wird gehen?“ sagte halblaut für sich der Korporal mit der Laterne im Weitergehen. Dieses Todesurteil auszusprechen, wurde ihm schwer. Und noch un schlüssig kam er da an das Ende des Grabens, sah den „Deutschen“, den kleinen Müller, einsam am Boden hocken.

„Auf Posten“, befahl er kurz. Und der kleine Müller machte sich fertig, stieg hinauf in die freie Nacht, wo der Wind in den Drahten sein Klage lied sang und leise die Glöckchen tönten. Die schwarzen Schatten der Nacht ver schlangen ihn.

Ja, sie wußten, daß sie sich auf den „Deutschen“ verlassen konnten, trotz allem. Er war keiner von denen, die überliefen. Sie wußten alle: er hatte damals, bei Kriegs ausbruch, nach Deutschland hinübergewollt und war fest gehalten worden als französischer Bürger. Jetzt aber blieb er da stehen, wo ihn die Pflicht hingestellt hatte. Das wußten sie alle. Hätte er nicht hundertmal schon über laufen, sich gefangen geben können? Nein, er hatte es nicht getan, war nun im Herzen wohl längst auch kein Deutscher mehr. Der Haß aller gegen die Barbaren da drüben mußte ihn angestecht, zu Frankreich befehrt haben, meinten sie.

Aber daß der kleine Müller in all den langen und schweren Grabenkämpfen noch nie seine Kugel auf einen Deutschen gerichtet hatte, das wußte nur er allein. Das war sein teures Geheimnis, mit dem er seit Monden schon, solange es Krieg war, den Schmerz bezwang, gegen sein einstiges Vaterland stehen zu müssen. Und dem pflicht getreuen, französischen Soldaten hatte noch keiner ange-

merkt, wie in seinem Herzen die Sehnsucht nach dem Lande der „Feinde“ da drüben brannte; wie jener Schmerz sich des Nachts auf dem harten Lager zwischen den Kameraden in heimlichen Tränen löste und den Todmüden nicht schlafen ließ. Denn in Deutschland war er Kind gewesen; dort lag das Paradies seiner Jugend, lag alles, was ihm teuer war: die Mutter, der Vater, den die Sehnsucht seines Alters in die einstige Heimat zum Sterben zurückgeführt; und dort lag auch der Traum seiner eigenen Heimkehr, wenn er noch ein paar Jahre der Arbeit hinter sich haben würde — da war dieser furchtbare Krieg gekommen . . .

Oben im eisigen Wind stand er reglos, halb erstarrt, das Gewehr im Arm, den Blick dem feindlichen Graben zugekehrt. Nichts sah noch hörte er, außer den ächzenden, schwirrenden Lauten des Windes im Stacheldrabt. Waren wirklich Feinde dort drüben? Die harte Erde schien sie verschlungen zu haben. Keine abgerissenen Laute wie sonst, kein gelegentliches, kurzes Auflachen, kein halblaut gepfeifenes Lied. Wie in bleiernem Schlaf lag alles. Und ein toter Himmel spannte sich sternlos über die Grabesstille . . . Es war die lähmende Stille vor dem Sturm . . .

An diesen Sturm aber dachte der kleine Müller längst nicht mehr. Die Welt des Krieges um ihn her war vor seinen Sinnen verfunken. Und in der nachstillen Einsamkeit blühte über dieser vergessenen Welt die andere auf, die ihm teuer war: die Welt seiner Heimat. Die Kindheit wob ihre Bilder wieder in sein Träumen hinein, und was weit da drüben, jenseits der zerstampften Erde voll Ruinen und Gräbern lag, das deutsche Land, fühlte er ruhen um sich herum unter den Schleiern der Nacht. Glocken klangen; in das Silber rieselnden Schnees strahlten helle Fenster Gluck und Freude hinaus; sanfte Mutterhände breiteten sich auf den Scheitel des Kindes; vom Himmel kam's wie ein schönes Singen . . . Stille Nacht, heilige Nacht . . .

Da schrak der kleine Müller zusammen. Er hatte ein Geräusch von Stimmen gehört. War's drüben der Befehl zum Sturm gewesen? . . . Atemlos lauschend stand er da. Sein Auge mühte sich, die starre Nacht zu durchdringen, etwas zu entdecken von dem, was sich dort vorbereitete. Aber vergebens. Nur ein schmaler Lichtstreif zog sich jetzt kaum sichtbar über die unterschiedlose Fläche der Erde hin . . . Kein Zweifel, sie trafen drüben die letzten Vorbereitungen. Auch das Stimmengeräusch schwoll manchmal an, stark wieder hin in das alte Schweigen; Schatten glitten durch den hellen Streif auf der Erde . . .

Müller wagte sich nicht zu rühren. Das Gewehr mit den frosttarrten Händen umspannt, stand er noch immer atemlos, mit laut pochendem Herzen, jede Sekunde des Aufblizens der ersten Leuchtrakete, des Hervorbrechens der Deutschen gewärtig . . .

Aber nichts kam. Und da auf einmal hallte es voll und klar in die angstvoll schweigende, lauernde Finsternis . . . Stille Nacht, heilige Nacht . . .

Der kleine Müller lauschte betroffen, ergriffen ein Weilschen; dann stürzten ihm jäh die Tränen hervor. Er weinte laut wie ein Kind. Und ein wildes, verzehrendes Sehnen nach deutscher Heimat kam über ihn. Unbewußt tat er ein paar Schritte dem deutschen Graben zu, woher die Akkorde so heilig in die Nachtsstille klangen . . . aber dann blieb er wieder stehen, lauschte weiter dem Singen . . . oh, wie war ihm jetzt jene Heimat so nah! . . . wie hätte er sich ihr mit ein paar Schritten in die Arme werfen können! Das Sehnen war ihm wie die brennende Qual einer Wunde.

Sollte er die Waffe von sich werfen? Hinübergehen und sagen: nehmt mich auf, auch ich bin ein Deutscher — laßt mich teilhaben an eurer Weihnacht . . . ?

Er hatte ein paar Augenblicke schwersten Kampfes mit sich. Aber nein! — entschied das Gewissen in ihm — nein, ein Deutscher verläßt seinen Posten nicht, verrät nicht das Land, dem er dienen muß!

Entschlossen blieb er stehen, wo er stand, lauschte weiter dem Singen, sah den Lichtschein drüben im Graben heller werden . . . war es von Christbäumen, die sie jetzt angezündet hatten?

Und jetzt kam plötzlich ein heißes Verlangen über ihn, diese Christbäume zu sehen. Wieder tat er ein paar Schritte dem Graben zu; doch der war zu tief, als daß man auf diese Entfernung irgend etwas in ihm hätte sehen können. Sich näher heranschleichen? Dazu hätte er erst den eigenen, dann den deutschen Drahtverhau zu passieren. Und der Posten

drüben? Oh, man würde gut auf der Wacht sein, wenn man auch Weihnachten feierte!

Aber ohne sich dessen recht bewußt zu sein, hatte der kleine Müller schon sein Gewehr abgelegt. Schon lag er auf der frostharten Erde, begann sich unter den Dornen des französischen Drahtverhau hindurchzuzwängen, überwand es, troch weiter, und mit jedem gewonnenen Stück Boden wuchs in ihm die Sehnsucht nach dem Anblick des Weihnachtsbaums.

Das Singen drüben war längst verstummt. Jetzt war dort ein halblautes Lachen und Scherzen, jedes Wort deutlich vernehmbar in der frostklaren Nacht. Und der kleine Müller hatte auf seinem Wege schon den deutschen Drahtverhau fast erreicht — da lönte der Beifschentknall eines Schusses. Der Schmerzensschrei eines Menschen folgte. Und dann ward es wieder still wie zuvor.

Gegen 9 Uhr abends wurde auf dem Truppenverbandplatz hinter den deutschen Gräben, wo sich noch Verwundete des letzten Kampfes befanden, ein bewußtloser Franzose eingeliefert. Sein Fall war schwer.

Doch eben hatte man ihn zur Operation gelagert, da schlug er die Augen auf. Ein lautes Stöhnen kam über seine Lippen, während sein Blick leer und angstvoll über die fremde Umgebung glitt. Schon schien ihm vom Schmerz seiner Wunde wieder das Bewußtsein schwinden zu wollen — als plötzlich ein seltsames Leuchten in seine Züge trat. Das Auge belebte sich neu, und das Stöhnen verstummte, als seien jäh alle Schmerzen gewichen . . . oben, am Ende des Feltes hatte der umherirrende Blick des Verwundeten den kleinen Christbaum entdeckt. Und auf dem ruhte er nun unverwandt, wie der Blick des Kindes auf schönen Sternen . . . Was er sah, war die Heimat.

Weihnachten drinnen und draußen.

Von Dr. K. Bernbed-Gießen.

Keine Kultursprache hat den Namen „Weihnachten“ seinem eigenen Wortschatz entnommen, keine — außer der deutschen. Das franz. Noël beispielsweise ist aus dem lateinischen natalis (Geburstag) entlehnt, das englische Christmas ist dem aus der lat. Kirchensprache stammenden „Christmesse“ nachgebildet. Wie ganz anders die deutschen „Weihnachten“. Das Althochdeutsche kennt das Wort noch nicht, wohl aber das Mittelhochdeutsche: „wihen nahten“, also einen Dat. Plur., vor den die Präposition *ze* oder *zuo* gesetzt werden muß: „Zu (in) den heiligen Nächten“ (es war der Zeitabschnitt vom 25. Dez. bis 6. Jan.) Zusammengezogen wird aus dem Ausdruck unter Weglassung der Präposition: wihen naht, winachte, d. h. geweihte, heilige Nacht — Weihnachten! Welch' einen Schmelz, welsch' eine Fülle von Wohlklang löst dies Wort aus! Einerlei, wann — wo und von wem es ausgesprochen wird; gleichgültig, ob des Kindes Rosenslippen es nur mit Mühe stammeln, oder der fahle Mund des an der Grenzscheide zwischen Leben und Tod angekommenen Greises es zitternd hervorbringt — einerlei, einem Zauberstabe gleich verfehlt dieses Wort, das zu den schönsten gehört, welche die deutsche Zunge geprägt hat, seine Zauberwirkung nicht, nie und nimmer.

Lehten Endes geht diese auf den Doppelsinn des Wortes zurück. Es steht nicht fest, in welchem Jahr, geschweige denn an welchem Tage Jesus von Nazara geboren wurde. Anmerkungsweise sei nur erwähnt, daß als Geburtsjahr das Jahr 5 oder 6 — welsch' ein Paradoxon — v. Chr. G. anzuspochen ist, also die Zeit, in der noch Varus, jedenfalls nicht Ehrenius, Landpfleger von Chrien war. Für unsere Betrachtung schalten aber derartige Streitfragen aus; für uns dreht es sich nur darum, seit wann das Jesusgeburtstfest am 25. Dezember gefeiert wird. Sicherlich nicht vor dem vierten Jahrhundert; die erste Urkunde hierüber stammt aus dem Jahre 324. Vorher wurde, (und dies noch im Jahre 353) das Geburtstfest Christi am 6. Januar gefeiert. Wie kommt es nun, daß sich die Kirche zu dieser Zurückverlegung verstand? Der Grund ist einzig und allein in dem Bestreben weltkluger römischer Bischöfe zu suchen, die christlichen Feste den bestehenden heidnischen anzupassen, zunächst zum mindesten seitlich. Sie waren sich bewußt, daß sie die Seelen der jüngst bekehrten oder noch zu bekehrenden Völker leichter und sicherer erwerben würden, wenn sie deren Sitten so weit als irgend angängig, zugleich mitübernahmen. So lieferte nachgewiesenermaßen der Mithraskult Beiträge für das Jesusgeburtstfest, ferner lassen sich Anklänge an heidnisch-germanische Bräuche als unzweifelhaft nachweisen. Das letzte Drittel des Dezember war die Zeit, in welcher man das Sonnenwendfest beging, der 25. war für die Alten der Sonnenwandtag, und wurde als solcher mit großem Gepränge gefeiert. Es war in heidnischer Zeit der Geburtstag des unbesiegteten Sonnengottes: Natalis Solis invicti; ihm zu Ehren zündete man aus Anlaß der Buhahme des Lichtes, das neue Hoffnung ins Menschenherz brachte,

Sonnenwendfeuer an. Für die Griechen war der 25. Dezember der Geburtstag des Helios. (Der 25. Dezember war lange Zeit der Anfang des Kalenderjahres, man zählte „a nativitate domini“.

Interessant und des Schweisses der Forscher würdig ist es, den vielverschlungenen Pfaden nachzugehen, die uns zu den Sitten und Bräuchen dieser Dezemberfeier bei den einzelnen Völkern führen. Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten in Hülle und Fülle. So in der Vorzeit. In der Jetztzeit aber ist Weihnachten kaum denkbar ohne den Weihnachtsbaum.

Die Familie der Weihnachtsbäume ist noch gar nicht alt, jedenfalls nicht so alt, wie manche glauben. Der erste geschichtlich nachweisbare Ahne wird 1605 erwähnt. Vorher, lange, lange vorher waren es vornehme Vetter, die Aepfel- und Kirschbäumchen (und zwar blühend, und das zur Winterszeit!), ferner zierliche Wacholdersträucher, welche mit ihrem Duft und Farbenpiel die Menschen erfreuten. Jahrhundertlang ging das so weiter, bis auf einmal die Tannenbäumchen das Erbe der stolzen Verwandten antraten. Es war um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts, da schrieb ein Straßburger Gelehrter seine Memorabilia quaedam Argentorati oberbata. Dort heißt es wörtlich: „Auff Weihnachten richttet man Dannenbaum zu Straßburg in den Stuben auff, daran hendet man rosen auß vesfarbigen papper geschmitten, Aepfel, Obstaten, Bischoffsolt, Zucker usw.“

Also in Straßburg, im deutschen Elsaß, hat man zuerst seine Freude an Tannenbäumchen gehabt. Deutsch war die Stadt damals und deutsch die Weihnachten, ein deutscher Tannenbaum stand im Mittelpunkt der Feier. Aber der Franzmann gömte uns diese herrliche Stadt mit ihren schönen deutschen Bräuchen nicht und hat sie, mitten im Frieden, geraubt, bis sie 70/71 an uns zurückfiel. Daß sie aber immer deutsch bleibt, dafür werden unsere tapferen Soldaten jetzt schon sorgen. — In Straßburg blieb die schöne deutsche Sitte, trotzdem die Stadt ihre Besitzer wechseln mußte, weiter bestehen. Aus dem Jahre 1785 haben wir eine literarische Urkunde, die aus der Feder der Baronin von Oberkirch stammt; sie heißt: „... on prépare dans chaque maison le Tannebaum, (le sapin) couvert de bougies et de bonbons, avec une grande illumination...“ Hier werden zum erstenmal Lichter erwähnt, deren heller Glanz das dunkle Grün zu besonderer Wirkung gebracht haben mag; schon damals. Vielleicht sollten die Lichtchen am dies luminarium die Blüten der Kirsch- und Aepfelzweige versinnbildlichen.

Ungefähr zu derselben Zeit fanden die Weihnachtsbäumchen auch Eingang im schönen Hessenland und in den Nachbargebieten. In den „Leiden des jungen Werther“ heißt es von diesem: „Er redete (zu Lotte) von dem Vergnügen, das die Kleinen haben würden, und von den Zeiten, da einen die unerwartete Oeffnung der Thür und die Erscheinung eines aufgezupften Baumes mit Wachlichtern, Zuckerverk und Aepfeln in paradiesische Entzückung setze.“ Dies läßt Goethe seinen Werther sagen. Aber wer wüßte nur, daß Goethe selbst „Werthers Leiden“ seine Generalbeichte genannt hat?

Wenn nun einmal Goethe angefaßt ist, muß man aus Billigkeitsgründen auch Schillers Erwähnung tun. Eine Stelle aus einem Brief, den er an Lotte schrieb, heißt: „... Auf den Donnerstag komme ich nach Weimar — Ihr werdet mir hoffentlich einen grünen Baum im Zimmer aufrichten!“

Nachdem die beiden Dichterkürsten der Tannenbäumchen in allen Ehren gedacht und sie in den Vordergrund der Weihnachtsfeier gerückt hatten, war der Weg für das weitere Vordringen gebahnt. Nur etwas fehlte daran noch; sie hatten noch keinen Namen. Goethe sah in den Ahnen der Christbäume einen „aufgezupften Baum“, Schiller hatte Sehnsucht nach seiner Braut und einem „grünen Baum“. Wer, es dauerte nicht lange, da erhielten die grünen Bäume, soweit sie zum Christfest hinzugezogen wurden, auch einen Namen, einen herrlichen Namen, den Namen „Weihnachtsbaum“.

Seither hat das schlichte deutsche Weihnachtsbäumchen, auch ein an Erfolgen reicher Anwalt unüberstehlichen Deutschland, sich in ein paar Jahrzehnten fast den ganzen Erdball erobert. Nicht nur in Skandinavien mit seiner gut germanischen Bevölkerung, sondern auch in England, ferner im slawischen Rußland usw. usw. feiern zahlreiche Familien Weihnachten nur im Lichterstrahl des aus deutschen Händen übernommenen Himmelskastles. In Sandbys Christmastide steht: „In recent times the Christmas tree has been introduced from the continent“ — „continent“ ist aber in diesem Zusammenhang gleichbedeutend mit „Deutschland“. Sandby verrät uns weiter, daß der englische Weihnachtsbaum ähnlich wie der französische in einem mit Erde gefüllten, reich belänzten Kübel steht. Dort in Frankreich ist er in erster Linie durch deutsche Soldaten eingeführt worden: „Deutsche Soldaten in den Ruhmesjahren 1870/71 waren es, die überall in ihren Winterquartieren vom König bis zum einfachen Soldaten, in ihren Lazaretten und sogar draußen im Freien Weihnachtsbäume angezündet haben“.

Diese Tatsache wird von dem etwaigen Einwand, die Weihnachtsfeier entbehre heuer der Berechtigung, überdünen und zum Schweigen bringen. Was 70/71 sozusagen die Regel war, sollte sich das 1915 nicht ermöglichen lassen? Ja, und tausendmal ja; gerade so gut, vielleicht noch weisevoller und beherer als in Friedenszeiten und in der Heimat, wenn auch die Form bescheidener ist: die Schale hat sich geändert, unverändert ist der

Kern — das Uralte ist und bleibt ewig neu, denn Weihnachten ist das Fest der Liebe, der Familienliebe.

Es ward vorhin mit Stolz betont, daß der Weihnachtsbaum in unauffälligem Siegeszug beinahe die ganze Welt bezwungen hat. Diesem Erfolge möge der fernere Verlauf und das Ende des gegenwärtigen Kampfes, in dem es sich um nichts Geringeres als um Ehre, Freiheit, Vaterland dreht, voll und ganz entsprechen, und dies wird der Fall sein, wenn Gott unsern Feldgrauen ihre bisherige „Bravour und Denkart“ erhält und auch weiterhin der gerechten Sache und ihren siegewohnten Waffen beisteht: Das ist der felsenfeste Glaube, den die wackeren Söhne uneres Vaterlandes uns glauben gelehrt haben und — in der ebenso felsenfesten — Hoffnung, daß dieser Glaube durch nichts auf Erden ins Wanken gebracht werden kann, wollen wir — Trinken wie Draußen — Weihnachten feiern, das Fest der Liebe!

Ein Weihnachtserlebnis Kaiser Franz Josefs.

Der alte Kaiser in Schloß Schönbrunn mag in der gegenwärtigen Zeit oft der ersten Jahre seiner Regierung gedenken, lag er doch damals wie heute im Kampfe mit Italien — im Kampfe mit den Aufständischen seines lombardisch-venetianischen Königreichs und den Truppen des Königs Karl Albert von Sardinien. Der Feldherrnkunst Radetzky gelang es, den Aufstand niederzuwerfen und die sardinisch-piemontesischen Truppen wiederholt zu schlagen. Am 6. August 1849 kam nach langen Verhandlungen der Friede zustande, aber es dauerte noch geraume Zeit, ehe die Erregung der Gemüter in der Lombardei und Venetien sich einigermaßen gelegt hatte. Im November 1856 sah der Kaiser den Entschluß, dorthin zu reisen, um durch sein persönliches Erscheinen die friedliche Entwicklung des Landes nach besten Kräften zu fördern. Seine Gemahlin und sein jüngstgeborenes Töchterchen begleiteten ihn.

In Venedig nahm das Kaiserpaar längeren Aufenthalt. Als Wohnung diente ihm der Westflügel des Palazzo reale. Hier beging der Kaiser mit seiner Familie das Weihnachtsfest. Und es war ein seltsames Fest, denn während der heiligen Nacht trug sich ein Ereignis zu, das die Freude an der kaiserlichen Tafel jäh unterbrach.

Der Kaiser mit den Seinen und dem neunzigjährigen Feldmarschall Radetzky hatten sich um den Christbaum, einen reich geschmückten und mit brennenden Kerzen besetzten mächtigen Lorbeerbaum, versammelt. Die vielerlei Gaben der Liebe waren schon ausgeteilt und die Unterhaltung in lebhaftem Gange. Alle Anwesenden befanden sich in glücklicher Stimmung. Da drang plötzlich greller Feuerschein in den festlichen Raum und ließ die Lichter in den Kronen und im Christbaum erbleichen. Man geriet in Aufregung. Der Kaiser trat schnell an ein der Fenster und sah mit Schrecken an der Dogana eine hoch zum Himmel lodernde Feueräule — in der kernklaren Nacht ein scharf-schöner Kubikl. Als bald traf die Meldung ein, daß eine große norwegische Handelsbrigg in Brand geraten und wahrscheinlich verloren sei. Der Kaiser eilte mit seinem Generaladjutanten, dem Grafen Grünne, und dem General Gorzowski zum brennenden Schiff.

Unter des Kaisers Kommando wurden energische Rettungsversuche unternommen, aber die Nacht des verheerenden Elements, das die Umgebung tageshell erleuchtete und den Himmel blutigrot färbte, machte alle Anstrengungen zunichten. Es blieb nichts anderes übrig, als das Schiff zu versenken. Zu diesem Zwecke wurden Kanonenkugeln gegen die Bordwand gefeuert — vergeblich, das Fahrzeug hielt sich über Wasser, und die wild rasenden Flammen, die bis hoch über die Mastspitzen emporschoffen, drohten die in der Nachbarschaft verankerten Fahrzeuge ebenfalls in Brand zu setzen. Die Glut war so gewaltig, daß es kaum möglich schien, an den Schiffskörper heranzukommen. Doch es mußte sein, denn ein Ved war nur mit Verten und Beilen zu schaffen. Beherzte Männer unternahmen das Wagnis. Auch der Kaiser und seine Begleiter beteiligten sich an der harten Arbeit, trotzdem unahörlich ein Funkenregen herniederkrasselte und die flammenden Massen, Spieren und Rahen jeden Augenblick zu stürzen drohten. Stunde auf Stunde verging, bis das schwierige Werk vollbracht war. Dann aber brauste das Wasser in Strömen durchs Ved — tiefer und tiefer sank das Fahrzeug, die Flammen erloschen allmählich, und zischend und schäumend schoß die stolze Brigg in die Tiefe.

Der Morgen war schon vorgetäuscht, als der Kaiser, nachdem jede Gefahr für die benachbarten Fahrzeuge beseitigt war, die Brandstätte verließ und zum Palazzo reale zurückkehrte. So wie diese Christnacht des Jahres 1856 hat Kaiser Franz Josef keine andere in seinem langen Leben verbracht.

Vermischtes.

* Fürstliche Weihnachtsgeschenke. Kaiser Wilhelm pflegte seinen fürstlichen Verwandten, mit denen er jetzt im Kriege liegt, Weihnachtsgeschenke zu machen und von ihnen solche zu empfangen. Alljährlich sandte er nach London einen riesigen Wildschweinskopf, der in England ein seltener Leckerbissen ist, und der das Hauptgericht des Weihnachtessens in Sandringham bildete, auch stets unter besonderer Feiertlichkeit aufgetragen zu

werden pflegte. Auf einer riesigen silbernen Schüssel prangte der Wülschwenskopf mit seinen sorgsam geglätteten weißen Bauern inmitten von allerlei schönen Dingen. Zwei Diener trugen ihn leiterlich in den Saal, und dazu spielte die Kapelle, die zur Tischmusik befohlen war, ein altes Lied, dessen Text etwa in deutscher Sprache so lautet:

Wir bringen dem König auf unserer Hand
Den Wülschwenskopf aus fernem Land;
Lorbeer und Rosmarin ihn schmückend bedecken,
Laßt, meine Lieben, ihn gut euch schmecken!

Die Gegendgabe des Königs von England an den deutschen Kaiser bildete fast regelmäßig eine Auswahl schönster Puten und Moastbeefs. Vom Kaiser von Rußland empfing der Kaiser gewöhnlich ein Käß von allerbesten Kaviar. Dieser Brauch stammte aus der Zeit, da die Tochter des Königs Friedrich Wilhelms III. Kaiserin von Rußland war. Aber schon hundert Jahre früher erhielt einmal Friedrich Wilhelm I. vom russischen Kaiser ein Häßchen Kaviar gesandt, und war so entzückt von dieser Delikatesse, daß er sie gern wieder genossen hätte. Als aber der Kaiser, der bekanntlich sehr hausälterlich war, vernahm, was Kaviar kostete und wie teuer der Transport sei, verzichtete er lieber darauf. Als dann im Beginn des vorigen Jahrhunderts sehr freundschaftliche Beziehungen zwischen dem russischen und preussischen Hofe bestanden, kam regelmäßig zum Weihnachtsfest ein Häßchen Kaviar, wie ihn Kaiser Wilhelm in den letzten Jahren empfing, dürfte kaum käuflich zu erhalten sein, selbst nicht in Rußland, da die besten Qualitäten ausschließlich für den Zarenhof geliefert werden.

Ein rumänisches Märchen. In einer Sammlung rumänischer Märchen aus der Bukowina findet sich auch das folgende hübsche Geächtchen: Ein paar Landleute, die durch des Wetters Unbill in ihrem Leben schon viel zu leiden gehabt hatten, stritten einst darüber, wer am meisten zu fürchten wäre, der Wind, die Kälte oder die Hitze. Kurz darauf ging einer der Männer über Land und sah drei Gestalten auf sich zukommen. Die eine war der Wind, die andere die Kälte, die dritte die Hitze. „Guten Tag einem von euch dreien!“ sprach der Wanderer. Die drei gingen ein paar Schritte weiter, dann blieb die Kälte stehen und sagte: „Mir galt gewiß sein Gruß!“ Aber die Hitze rief: „Nein, mich hat er gemeint!“ — „Keinem von euch beiden!“ entschied jedoch lächelnd der Wind, der den Gruß für sich in Anspruch nahm. Und weil sie sich nicht einigen konnten, lehrten sie um und fragten den Mann. Dieser gab dem Winde recht, den er am meisten fürchtete und mit dem er sich darum nicht verfeinden wollte. — „Warte nur, wenn der Winter kommt!“ rief da ergrimmt die Kälte, und die Hitze brauste auf und zischte: „Dich will ich quälen zur Sommerzeit!“ Der Wind aber strich dem Wanderer lieblosend über das Gesicht und tröstete: „Fürchte dich nicht, ich werde immer dein Freund sein!“ — Und als der Winter kam und vor Frost die Bäume sprangen, merkte der Mann, daß die Herrschaft der Kälte doch zu ertragen war, weil der Wind es unterließ, zu blasen. Und als im Sommer die Hitze ihn quälen wollte, da kam der Wind in seine Nähe und kühlte die Luft so angenehm ab, daß ihm das Atmen eine Lust war. Nun sah er ein, wie recht er gehandelt hatte, gerade den Wind nicht zu ergämen.

Wie man von einem Lande früher Besitz ergriff. Wenn man im 18. Jahrhundert ein Land otkuiverte, geschah das in sehr wunderlicher Weise, wie der nachfolgende Fall zeigen mag. Es handelte sich dabei allerdings nur um ein kleines Ländchen, nämlich um das zur früheren Abteil Judza gehörige Amt Fischberg, das im Jahre 1741 an das Herzogtum Weimar gefallen war. Um zunächst eines der Hauptoberrechte, die Gerichtsbarkeit über Hals und Hand, sich zu wahren, errichtete man ein Hochgericht auf dem Reuberger bei Wiesenthal, um dort drei Missetäter hängen zu lassen. Dem Alte wohnte ein weimarischer Kommissar bei, der angesichts der baumelnden armen Sünder die Exekution als Beweis der weimarischen Territorialhoheit und höchsten Gerichtsbarkeit über das Amt Fischberg erklärte. Hierauf verkügte er sich auf eine Weile, ließ ein Stück Rajen austechen, dann weiter auf einem Parcker eine Erdscholle ausheben und Lehren abrupsen, in einer Waldung einen Erdklumpen austechen, Pistolen abschließen und Keiser abhauen. In der Sternmühle zu Fischberg und in der Unterschente in Diedoer wurde ein Spahn aus der Haustür geschnitten, Feuer auf dem Rückenherde an- und ausgemacht, die Stubentür auf- und zugeschlagen. Ferner schlug der Kommissar in drei verschiedenen Ortschaften dreimal mit einer Peitsche in das dort vorüberfließende Blüßchen, aus einer weidenden Herde ließ er einen Hammel greifen und zupfte ihm eine Flocke Wolle heraus, im Pfarr- und Schulhause schürte er Feuer an und löschte es wieder aus, machte Stubentür und Fenster auf und zu, rückte Tische und Stühle, setzte sich nieder und stand wieder auf, schloß die Kirche auf, nahm mit seinem Gefolge Platz, ließ das Buch auf dem Altar aufschlagen und die Orgel anstimmen. Und bei allen diesen symbolischen Handlungen erklärte er stets feierlich vor dem mitgebrachten Notar und den ihn begleitenden Zeugen, daß er damit Besitz ergreife von den Ländereien, Mühlen, Schenken, Blüßchen, Schäfereien, Kirchen, Parcken und Schulen.

* Bauer und Telegraph in Ostgalizien. Die Landbevölkerung in Ostgalizien ist über die Ervingenschaften neuzeit-

licher Technik noch wenig aufgeklärt. Der Telegraphenleitung wird eine ganz besonders große Verehrung entgegengebracht. Der ostgalizische Bauer ist der Meinung, durch diesen Draht spreche der Kaiser mit seinen Beamten, indem er den Mund an das vergoldete Ende des Drahtes, das in Wien in seinem Zimmer hängt, legt und den Befehl hinein spricht, der dann fortflingt von Stange zu Stange. „Mehr als einmal habe ich auf meinen Wanderungen einen Bauern getroffen“, schreibt Karl Emil Franzos in seinem Werke „Aus Galizien“, „der, das Haupt ehrfurchtsvoll entblößt und das Ohr fest an die Stange gedrückt, da stand und lauschte. Er spricht, aber so still, man kann es nicht verstehen.“ Nur einmal, in einer Schenke bei Tluste, hat mir ein Bauer hoch und heilig geschworen, er habe ganz deutlich die Worte verstanden: „Ihr Lumpen, nächstens komme ich mit dem Kauschu über euch!“

Der Hund als Heilkünstler. Dem Hund wurde schon von altersher eine große Heilkraft zugesprochen. In Griechenland fand man im Peilium des Asklepios in Epidaurus in Stein gemeißelte lange Inschriften, die davon zu erzählen wissen, wie einige Kinder, denen Hunde die Augen beleckten, von Blindheit geheilt worden seien. Aus den alten Chroniken erfieht man, in wie verschiedenartigen Krankheitsfällen die Hunde als Netter in der Not zu Hilfe gerufen wurden. Oft mußte ein Hund einen ganzen Tag lang regungslos neben einem Kranken liegen. Nach 24 Stunden war der Patient von einer ansteckenden Krankheit, Zahnschmerzen, Rheumatismus geheilt, der arme Hund aber wurde oft ein Opfer seines Samariterdienstes. Man braucht gar nicht weit zurückzublicken. Erst vor einigen Jahren soll ein Professor in der Hygienischen Gesellschaft in Lausanne von zwei Rheumatismusheilungen berichtet haben, die dadurch bewirkt wurden, daß ein Hund 24 Stunden auf der kranken Stelle gelegen hatte. Die Bevölkerung der Unvergen benutzte noch heute den Hund zu derartigen Samariterdiensten. Früher wurden auch Hunde bald nach ihrer Geburt getötet, um bei Arzneimitteln Verwendung zu finden. In einer alten Schrift heißt es z. B.: Eine eben erst geborene Hündin gibt, in Stücke gehackt, mit Regenwürmern und Wachholderbeeren gemischt, eine gute Salbe. In einem Heilmittelbuch wird das „Del von kleinen Hunden“ zur Herstellung eines Pflasters empfohlen. Bei Schußwunden wurde eine Salbe aufgelegt, die hauptsächlich aus Hundefleisch bereitet war. Verschiedenen Organen des Hundes wurden besondere Heilwirkungen bei bestimmten Krankheiten zugeschrieben. So wurde das Gehirn z. B. bei beginnenden Geistesstörungen, die Ohren bei Augenentzündungen, die Zähne bei Rheumatismus als heilfames Mittel empfohlen.

Büchertisch.

— „Meister der Farbe“ (E. A. Soemanns Verlag, Leipzig, 12. Jahrgang, Heft 136 und 317. (Je 2 M.). Auch in der Kriegszeit hat der Verlag Soemann sein schönes Werk fortgesetzt. Die beiden vorliegenden Hefte enthalten sehr feine, farbenprächtige Reproduktionen; in Nr. 136 prangen die Bilder belgischer Maler; das andere Heft gibt ansehnliche Proben holländischer Kunst. Henri Evereypol ist mit einem ausdrucksvollen Bildnis des Malers Waignères (Brüsseler Museum) vertreten; auch die andern Bildern hängen zum größten Teil in den Brüsseler Galerien: Von M. A. Maccotte „Das Treibhaus“, ein in regem Farbenwechsel überaus lebendiges Gemälde, von Anto Bierz „Die Streiter Christi“, die sehr deutlich erkennen lassen, daß der Meister auf den Rubens'schen Bahnen wandeln wollte. Ein interessantes Stück ist auch Jan Stobbaerts „Im Stall“, nicht weniger wertvoll uneres Erachtens als Liebermanns bekanntes Bild. Heft 137 ist ganz der holländischen Kunst gewidmet. Es enthält von: Jakob Maris „Hinter dem Pflug“, „Granes Wetter“, „Der Hühnerhof“, als kraftvoll und mit ausgezeichnete Technik gemischte Naturanschauungen, dann vor allem von Josef Israels bedeutende Bilder „Jüdische Hochzeit“ und „Der Angler“. — Auch für den neuen Jahrgang der „Meister der Farbe“ stellt der Verlag schöne Bilder in Aussicht, darunter eins von Boecklin, welcher Meister bisher in der Sammlung noch fehlte.

Logogriff.

Mit u bereitet es dem faulen Schüler Qual,
Mit a kommt es vom Berge her zum Tal.
(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung der Skat-Aufgabe in voriger Nummer:
Abkürzungen: tr = Treff, p = Pique, c = Coeur, car = Carreau,
trB = Treff-Bube, pA = Pique-As, cD = Coeur-Dame usw.
Im Skat liegen trB und cA. — Mittelhand erhielt: trB, pA, pZ, pK, pD, p9, p7, carD, car9, Hinterhand die übrigen. Gang des Spiels:
1. B. c8. M. c7. D. pB.
2. D. tr9. B. tr7. M. tr8.
3. D. car8. B. car7. M. car9.
4. M. p7. D. tra. B. p8.
Jetzt erhält Vorhand den ganzen Rest und hat demnach den Ramisch mit 105 Augen gefangen.